

L.A. WEATHERLY



HÜTER  
DER DÄMMERUNG



 Loewe



L. A. WEATHERLY



# HÜTER DER DÄMMERUNG



Aus dem Amerikanischen übersetzt von  
Anja Seelow

Unverkäufliche Leseprobe

 **Loewe**



ISBN 978-3-7855-7454-6

1. Auflage 2013

Die Originalausgabe ist 2011 bei Usborne Publishing Ltd., London, unter dem Titel *Angel Fire* erschienen.

Copyright © 2011 by L.A. Weatherly

The right of L.A. Weatherly to be identified as the author of this work has been asserted by them in accordance with the Copyright, Designs and Patents Act, 1988.

© für die deutschsprachige Ausgabe 2013 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Anja Seelow

Umschlagfotos: © Shutterstock/Mayer George Vladimirovich; iStockphoto.com/jkitan

Umschlaggestaltung: Franziska Trotzer unter Verwendung von Motiven von iStockphoto.com

Printed in Germany

[www.loewe-verlag.de](http://www.loewe-verlag.de)

*Zur Erinnerung an meine Mutter,  
Billie Cruce Seligman.  
Mom, ich wünschte, du hättest dieses Buch lesen können.*



# PROLOG

Die Frau ließ sich reichlich Zeit, bis sie aus dem Haus kam.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite lehnte Seb im Schutz der Morgendämmerung an der Wand eines heruntergekommenen Lebensmittelladens und behielt die Haustür genau im Auge. Sein schlanker Körper besaß die geschmeidige Anmut einer lauernnden Katze und auf seinem Gesicht mit den hohen Wangenknochen zeichnete sich rund um das Kinn ein dunkler Bartschatten ab. Er war überzeugt davon, dass er hier richtig war, denn alles entsprach genau dem Bild in seinem Kopf: ein an der Hauptstraße gelegenes goldgelbes Haus mit einer hölzernen Eingangstür und einem kleinen schmiedeeisernen Balkon voller Pflanzen. Seb schob die Hände in die Hosentaschen und zählte die Bretter, aus denen die Haustür gezimmert war. Zehn. Danach zählte er die Blumentöpfe. Siebzehn.

Nun mach schon, *chiquita*. Du kommst noch zu spät zur Arbeit, dachte er.

Endlich öffnete sich die Tür und eine kleine rundliche Frau in einem Hosenanzug kam heraus. Umständlich kramte sie in ihrer Handtasche nach den Schlüsseln. Schließlich wurde sie fündig, schloss hinter sich ab und stöckelte auf hochhackigen Schuhen, in die sie ihre plumpen Füße gezwängt hatte, zu ihrem Auto. Bis sie dort ankam, hatte sie es geschafft, ihre Schlüssel wieder in ihrer Handtasche zu versenken und musste fast eine Minute lang danach suchen. Genervt schüttelte sie den Kopf. Seb unterdrückte ein Lächeln. Ja, das sah ihr ähnlich.



Sowie der Wagen der Frau hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war, griff Seb nach dem alten, abgewetzten Rucksack vor seinen Füßen und warf ihn sich über die Schulter. Er hatte bereits herausgefunden, wie man zur Rückseite des Hauses gelangte. Trotzdem wollte er sichergehen, dass die Luft rein war, und nahm sich deshalb die Zeit, sein anderes Ich auf einen kurzen Erkundungsflug zu schicken. Alles klar. Er überquerte die Straße und schlenderte durch die frühmorgendliche Stille. An einer Seite des Hauses verlief ein hoher Holzzaun. Seb sprang in die Höhe, klammerte sich an der oberen Kante fest und schwang sich dann mühelos hinüber. Auch die Rückseite des Hauses entsprach genau dem, was er gesehen hatte – ein ordentlicher, zementierter Hinterhof, der ebenfalls üppig mit Topfpflanzen bestückt war. Neben der Terrassentür stand ein zusammengeklappter verblichener Liegestuhl.

Das Fenster mit dem kaputten Schloss, über das die Frau sich den Kopf zerbrochen hatte, befand sich im oberen Stockwerk. Seb brauchte nur wenige Sekunden, um an der Pergola hochzuklettern und es aufzuschieben. Leise glitt er in ihr Schlafzimmer – es war blassgrün und voller Rüschen. Der Duft von Parfum hing in der Luft, als hätte sie sich, bevor sie das Haus verlassen hatte, damit eingesprüht.

Jetzt würde sie erst mal stundenlang unterwegs sein. Ihre Arbeitsstelle war so weit entfernt, dass sie nicht genug Zeit hatte, um zum Mittagessen nach Hause zu kommen. Auch das war eine der vielen kleinen Sorgen und Nöte, die ihr tags zuvor auf der Seele gelegen hatten. Die Gedanken der Frau waren wie Blätter gewesen, die von einem Sturm herumgewirbelt wurden: Jeder für sich nicht gewichtig, aber von dem Versuch, sich auf sie zu konzentrieren, hatte Seb Kopfschmerzen bekommen. Gedankenlesen war nicht immer der einfachste Weg, um an ein paar Pesos zu kommen. Vor allem dann nicht, wenn er es einfach nur schnell hinter sich bringen wollte, um sich etwas zu





essen zu kaufen und sich anschließend wieder um das Einzige zu kümmern, das für ihn von Bedeutung war. Dennoch hoffte er, dass ihr das, was er gesagt hatte, weitergeholfen hatte. Sie musste sich auf jeden Fall mehr entspannen – obwohl er natürlich froh war, dass sie nicht ausgerechnet heute damit angefangen hatte.

Seb verließ das duftende Schlafzimmer und machte sich auf die Suche. Seine Schritte hallten auf den gefliesten Böden. Mittlerweile brach er nur noch selten in Häuser ein, aber es hatte eine Zeit gegeben, in der das recht häufig vorgekommen war. Und damals waren seine Motive weitaus weniger edel gewesen als jetzt. Vorsichtig öffnete er Türen und spähte in verschiedene Räume. Er zog die Stirn kraus. Sie würde doch wohl einen besitzen? Oder etwa nicht? Er hatte ihn nicht eindeutig gesehen, war aber einfach davon ausgegangen. Dann, im Erdgeschoss, hatte er schließlich Glück: In einer Ecke stand ein Computer auf einem Schreibtisch.

Perfekt. Seb ließ sich auf den Schreibtischstuhl fallen und drückte auf den Einschaltknopf. Die örtliche Schule, deren Computer öffentlich zugänglich waren, hatte heute geschlossen, und während der letzten Nächte war es ihm nicht gelungen, ein Bett in der Jugendherberge zu ergattern, wo ihm höchstwahrscheinlich jemand einen Laptop geliehen hätte. Er tippte langsam ein paar Worte in die Suchmaschine ein. Ein Menü klappte auf, er fand, was er suchte, und traf seine Auswahl.

*Diaz Waisenhaus* stand auf der Homepage: *Ein Paradies für Kinder*. Seb kräuselte die Oberlippe. Er hatte im Lauf der Jahre so einige Waisenhäuser gesehen. Nur wenige konnte man als »Paradies« bezeichnen. Aber von diesem hatte er erst gestern erfahren und er musste es überprüfen – wer weiß, vielleicht fand er ja dort endlich das, wonach er suchte. Bei dem Gedanken schlug sein Herz schneller, obwohl er inzwischen nur allzu gut wusste, wie unwahrscheinlich das war. Er nahm ein Stück



Papier vom Schreibtisch der Frau, notierte sich sorgfältig die Adresse und steckte es dann in seinen Rucksack. Das Waisenhaus lag ungefähr hundertfünfzig Kilometer weiter östlich im Vorgebirge der Sierra Madre.

Dann suchte er sich spontan eine Landkarte von Mexiko im Internet und betrachtete den vertrauten Umriss, während er im Geist die Routen verfolgte, die ihn nun schon jahrelang kreuz und quer durch das ganze Land führten. Er hatte in Mexico City angefangen und seither selten mehr als eine Woche am selben Ort verbracht. Im Moment war er in Presora, ganz in der Nähe von Hermosillo, wo sich Heerscharen von Touristen an den weißen Stränden drängten. Presora war ruhiger und kleiner. Trotzdem hatte er Tage gebraucht, um die Stadt zu durchforsten. Jeden Passanten, dem er auf der Straße begegnet war, hatte er überprüft, jedes Gebäude, in das er ohne Probleme hineinkam, betreten und in die, die ihm verschlossen blieben, hatte er sein anderes Ich geschickt.

Nichts. Gar nichts. Was keine große Überraschung war – sein Leben lang hatte Seb noch nicht einmal einen Schimmer von dem erhascht, worauf er so sehr hoffte. Aber er musste es weiter versuchen. Mehr konnte er nicht tun.

Schluss damit. Er hatte bekommen, weswegen er hergekommen war. Er schaltete den Computer aus und stand auf. Gerade als er seinen Rucksack schulterte, fiel sein Blick auf das Bücherregal der Frau und es war um ihn geschehen. Er hockte sich davor und musterte die Bücher mit gierigen Blicken. Viele der Taschenbücher sahen so aus, als wären sie noch nicht ein einziges Mal aufgeschlagen worden, und für einen winzigen Augenblick war Seb schwer in Versuchung – sein aktuelles Buch hatte er fast ausgelesen und er wusste nicht, wann er wieder einen Secondhand-Buchladen finden würde. Er strich über den Einband eines dicken historischen Romans. Genügend Lesefutter für eine Woche.



Nein. Er war nicht eingebrochen, um etwas zu stehlen, auch wenn er früher nicht lange gefackelt hätte. Seufzend stand Seb auf.

Als er auf die Treppe zuing, entdeckte er neben der Küche einen Flur, der in ein Bad mit einer Dusche führte. Er zögerte, dann ging er hin und schaute hinein. In dem kahlen, weiß gekachelten Raum befanden sich lediglich ein Gästehandtuch und ein staubig aussehendes Stück Seife, als würde die Dusche dort drin nur selten benutzt. Was vermutlich auch der Fall war – die Frau lebte schließlich allein. Und all ihre Lotionen und Püderchen befanden sich in dem blitzblanken rosa Badezimmer, das er oben im Haus gesehen hatte.

Ein diebisches Grinsen breitete sich langsam auf Sebs Gesicht aus. Okay, *das* war nun wirklich unwiderstehlich – seit Tagen hatte er sich nicht richtig waschen können. Seine Klamotten waren sauberer als er. Es war leichter gewesen, in dieser Stadt einen Waschsalon zu finden als ein Bett in der Jugendherberge.

Er betrat den kleinen Raum und schloss hinter sich ab. Aus seinem Rucksack fischte er eine Tube Duschgel, dann zog er sich aus und duschte lange. Er genoss das heiße Wasser und die Ungestörtheit. Selbst nach so vielen Jahren hatte er nie das Gefühl, dass er beides als selbstverständlich betrachten konnte. Sein Körper war fest und durchtrainiert. Während er duschte, glänzten Narben auf seiner nassen Haut, die er kaum mehr bemerkte – manche, die älteren, waren weiß; andere, frischere, traten rot hervor.

Sich nicht richtig sauber zu fühlen, hasste er beinahe mehr als alles andere. Es war herrlich, den Dreck der letzten Tage endlich abzuspülen.

Nach dem Duschen trocknete sich Seb, so gut es ging, mit dem Gästehandtuch ab. Er schaute in den Spiegel und fuhr sich durch sein nasses Haar. Wenn es zu kurz war, lockte es sich, was



ihm auf die Nerven ging. Deshalb trug er es immer ein wenig länger und strich es sich aus dem Gesicht, damit es ihm nicht in die Augen hing. Ein oder zwei Locken fielen ihm aber immer in die Stirn, nur um ihn zu ärgern.

Als er sich wieder anzog, klebten Jeans und T-Shirt an seiner feuchten Haut, aber die Hitze draußen würde ihn innerhalb kürzester Zeit wieder trocknen. Er ließ seinen Blick durch das Badezimmer schweifen, um sicherzugehen, dass er es so hinterließ, wie er es vorgefunden hatte. Dann lief er die Treppe hoch. Er konnte es kaum erwarten, sich auf den Weg in die Sierra Madre und zu der Adresse in seinem Rucksack zu machen. In dem grünen rüschtigen Schlafzimmer blieb Seb kurz am Fenster stehen und sah sich um.

»*Gracias*«, murmelte er der abwesenden Frau zu und lächelte. Dann schwang er sich geschickt aus dem Fenster.

Per Anhalter zum Waisenhaus zu gelangen, dauerte eine Weile. Das war eben manchmal so. Gegen Abend nahm ein Lastwagenfahrer, der ohne Unterlass über seine Freundin redete, Seb das letzte Stück des Weges mit. Seb rauchte eine Zigarette, die der Mann ihm gegeben hatte, und lehnte sich in dem Kunststoffsitz des Führerhauses zurück. Er stemmte einen Fuß gegen das Armaturenbrett und hörte nur mit halbem Ohr zu, während er sich an dem vertrauten Geschmack freute. In letzter Zeit hatte er selten genug Geld, um es für Zigaretten zum Fenster hinauszuschmeißen.

»Also habe ich zu ihr gesagt, *chiquita*, nicht mit mir – das habe ich dir jetzt schon zweimal erklärt. Du musst *zuhören*, wenn ich mit dir rede. Kapiieren, was ich sage, verstehst du?« Der Mann sah Seb an, als erwarte er eine Reaktion. Er hatte ein breites Gesicht mit dichten Augenbrauen.

»Absolut korrekt, Mann«, sagte Seb und stieß eine Rauchwolke aus. »Gut für dich.« Er hätte viel lieber gelesen, als sich



diesen Mist anzuhören. Unglücklicherweise gab es eine Art ungeschriebenes Tramper-Gesetz: Sich zu unterhalten war der Preis für eine Mitfahrgelegenheit.

»Aber hört sie mir überhaupt jemals zu? Nee, die ist mit ihren Gedanken immer woanders. Hoffnungslos. Schön, aber ...« Der Mann quasselte weiter, ohne Punkt und Komma.

Seb betrachtete ihn träge und bemerkte die zornigen roten Linien, die wie Blitze seine Aura durchzuckten. Als er in den Laster geklettert war, hatte er seine eigene Aura an die des Fahrers angepasst, die blau und gelb schimmerte. Er wusste, dass der Mann das weder sehen noch spüren konnte, aber es war eine alte Gewohnheit, die noch aus seiner Kindheit herrührte. Er hatte sich damals immer sicherer gefühlt, wenn er seine Aura den anderen in seiner Umgebung anglich. Unauffälliger.

Aber je länger Seb diesem Schwachmaten zuhörte, desto weniger wollte er seine Aura mit ihm teilen. Er ließ seine Aura wieder ihre natürliche Färbung annehmen, als er ein Bild von dem Mann auffing, wie er in einer Küche herumbrüllte. Vor ihm stand eine dunkelhaarige Frau, die einen verängstigten Eindruck machte. Seb hatte allerdings nicht das Gefühl, dass der Lastwagenfahrer ihm gefährlich werden konnte. Er schien genau der Typ zu sein, der ausschließlich Schwächere schikanierte. Seb wusste, dass er es höchstwahrscheinlich gespürt hätte, wenn er sich hätte sorgen müssen – außerdem hatte er immer ein Springmesser in der Tasche. In Mexiko hatte man immer eine Waffe dabei, wenn man allein unterwegs war – es sei denn, man war vollkommen bescheuert.

»Du zum Beispiel«, fuhr der Kerl fort. »Wie alt bist du? Siebzehn, achtzehn?«

»Siebzehn«, erwiderte Seb und blies eine weitere Rauchwolke in die Luft. Er war letzten Monat achtzehn geworden, machte sich aber nicht die Mühe, mit der Information herauszurücken.



»Ja, und ich wette, die Mädchen fliegen nur so auf dich, hab ich recht?« Der Mann stieß ein lautes Wiehern aus. Seine Aura lachte mit und flackerte orange. »Mit deinem Gesicht und dem Dreitagebart siehst du aus wie ein Rockstar ... als wären alle Mädels scharf auf ein Poster von dir. Aber wenn ich dir einen Rat geben darf, *amigo*, lass sie niemals ...«

Innerlich rollte Seb mit den Augen. Er schaltete ab und wünschte, er könnte wenigstens Radio hören. Die Leute gaben häufig Kommentare zu seinem Aussehen ab – aber sein Aussehen half ihm auch nicht weiter. Deshalb bekam er trotzdem nicht das, was er wirklich wollte.

»Und wo kommst du her?«, erkundigte sich der Mann schließlich und drückte seine Zigarette in dem überquellenden Aschenbecher aus. »Sonora? Sinaloa?«

»*El DF*«, sagte Seb. Der *Distrito Federal*, Mexico City. Inzwischen war es beinahe dunkel. Auf der Gegenfahrbahn war nur noch eine Kette aus Scheinwerfern zu erkennen, die aus der Finsternis auf sie zuglitten. »Meine Mutter war aus Sonora.«

»Das habe ich mir gedacht«, sagte der Mann und sah wieder zu ihm hinüber. »Ich wette, sie war Französin. Oder Italienerin.«

Seb konnte nicht widerstehen. »Italienerin«, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen. »Ursprünglich stammte sie aus Venedig. Mein Urgroßvater war ein Gondoliere. Dann ist er hierher ausgewandert und weil es hier keine Kanäle gab, wurde er *ranchero*.«

Der Trucker machte große Augen. »Echt?«

»Ja, klar«, entgegnete Seb und beugte sich vor, um die Asche von seiner Zigarette zu streifen. »Mehr als zehntausend Stück Vieh. Aber wissen Sie, im Herzen ist er immer bei seinen Kanälen geblieben.« Er hätte die Geschichte noch mehr ausschmücken können, doch der Kerl war so ein Idiot, dass es viel zu einfach war, um richtig Spaß zu machen.



Der Fahrer wandte sich wieder dem schier unerschöpflichen Thema, seiner Freundin, zu. Er umriss ihre zahlreichen Mängel und wie sie sich zu bessern hatte. Weitere Bilder der drangsalierten Frau zuckten Seb durch den Kopf, während der Monolog neben ihm weiterging. Als sie endlich Sebs Ziel erreichten und rechts ranfuhren, war er so weit, dass er den Kerl liebend gern erwürgt hätte. Stattdessen ließ er die Zigaretten und das Feuerzeug aus der Jackentasche des Truckers mitgehen, als sie sich die Hände schüttelten. Seit seiner Kindheit auf den Straßen von Mexico City hatte Seb keinen Taschendiebstahl mehr begangen, aber dieser hier verschaffte ihm eine gewisse Befriedigung – obwohl er den *cabron* eigentlich weiterqualmen lassen sollte, damit er sich seine Gesundheit ruinierte.

Als der Laster weiterfuhr, schüttelte sich Seb, um sich von der unangenehmen Energie zu befreien. Er war jetzt beinahe schon in der Sierra Madre und stand auf einer Anhöhe. Am Horizont erhoben sich die Berge in der zunehmenden Dunkelheit wie eine schemenhaft Masse.

Er konzentrierte sich kurz, um sicherzugehen, dass keine Engel in der Nähe waren. Dann schickte er sein zweites Ich auf die Suche. Hoch oben aus der Luft war es für ihn ein Leichtes, das Waisenhaus ausfindig zu machen. Es lag einen knappen Kilometer weiter unten an der Straße, ein weitläufiges Gebäude mit einem trostlosen Spielplatz. Er holte einen Pullover aus seinem Rucksack und machte sich auf den Weg, wobei er sein anderes Selbst weiter durch die Luft fliegen ließ. Es war angenehm, die Flügel zu strecken. Es war schon einige Tage her, dass er eine nennenswerte Strecke geflogen war.

Als er beim Gehen daran dachte, was er dem Lastwagenfahrer erzählt hatte, schmunzelte Seb verhalten. Wo seine Mutter herkam, war so ziemlich das Einzige, was er über sie wusste – außerdem war sie mittlerweile gestorben, das letzte Mal hatte er sie gesehen, als er fünf Jahre alt gewesen war. Aus den wenigen



Erinnerungen, die er an sie hatte, wusste er, dass er ihr sehr ähnlich sah. Hellbraune lockige Haare, hohe Wangenknochen und haselnussbraune Augen. Ein Mund, den Frauen manchmal »schön« nannten, was ihn innerlich nur noch mehr die Augen verdrehen ließ. Seine Gesichtszüge waren eindeutig nordisch. Sonora war ein Bundesstaat, in dem sich europäische Einwanderer seit Generationen untereinander vermischt hatten. Wenn *Gringo*-Touristen ihm auf der Straße begegneten, hielten sie ihn immer für einen Landsmann und fragten ihn auf Englisch nach dem Weg – sie hatten eben nicht den leisesten Schimmer, dass Millionen Mexikaner durchaus nicht so aussahen wie in den Fernsehwestern.

Und sein Vater? Tja. Seb vermutete, dass er nicht unattraktiv gewesen sein konnte. Keiner von ihnen war unattraktiv.

Als er den Hügel erklimmte, kam das Waisenhaus in Sicht und einen Moment lang blieb er stehen und starrte darauf hinab. Mit einer Hand umklammerte er den Rucksackriemen. Jetzt, wo er hier war, fürchtete er sich fast davor, hinzusehen – die andauernde Hoffnung, gefolgt von der unvermeidlichen Enttäuschung, war mittlerweile zunehmend schwerer zu ertragen. Trotzdem half es nichts. Die letzte Stunde seines Lebens, eingesperrt in einem Laster mit diesem pausenlos quasselnden Arsch, wäre sinnlos vergeudet, wenn er jetzt nicht das tat, weswegen er gekommen war. Und außerdem konnte dies ja auch der Ort sein, an dem er sie tatsächlich endlich fand.

Seb konnte nicht verhindern, dass ihn ein Gefühl der Erwartung durchzuckte, scharf und schmerzhaft. Hoffnung, die er niemals völlig begraben konnte. Er verließ die Straße und warf sich bäuchlings ins Gras, mit Blick auf das Waisenhaus unter ihm. Er schloss die Augen und konzentrierte sich ausschließlich auf sein anderes Ich.

Er schwebte talabwärts auf das heruntergekommene Gebäude zu. Seine breiten Flügel funkelten in der Dämmerung. Beinahe





mühe los glitt er durch eine Wand des Waisenhauses und flog nach drinnen. Seine Muskeln verkrampften sich unwillkürlich, wie immer, wenn er in eine dieser Einrichtungen kam. Die ungeliebte Erinnerung an das Zimmer, dessen undurchdringliche Dunkelheit wie ein schweres Gewicht auf seinem fünfjährigen Ich gelastet hatte, kehrte zurück. Im Nachhinein hatte sich der Raum als Segen erwiesen – denn dort war ihm zum ersten Mal bewusst geworden, was er eigentlich war. Es war das Einzige gewesen, das ihn davor bewahrt hatte, durchzudrehen.

Niemand sah Sebs zweite Gestalt, die lautlos von Zimmer zu Zimmer glitt. Er erkannte sofort, dass dieses Waisenhaus zu den wenigen zählte, die nicht allzu schlimm waren – es war sauber, wenn auch deprimierend kahl und nüchtern. Und nachdem er den Speisesaal gefunden hatte, in dem alle mit den Erziehern beim Abendessen zusammensaßen, stellte er fest, dass die Auren der kleinen und großen Kinder ganz gesund aussahen. Sie zeugten eher von Langeweile, als von schlechter Behandlung. Während Seb über ihnen kreiste und ihre Energiefelder überprüfte, registrierte er sämtliche Farben: ein stumpfes Blau; ein flimmerndes, lebhaftes Rosa; ein sanftes Grün. Nicht eine Aura enthielt auch nur eine Spur von Silber, aber das musste nicht unbedingt etwas heißen. Er selbst hatte schon als Kind seine Aura verändert. Während er sich eine nach der anderen vornahm, öffnete er seine Sinne und prüfte, wie sich die Energien anfühlten – es war fast wie ein *Lauschen*. Sein ganzes Wesen schien vor atemloser Spannung zu vibrieren, als er jedes Energiefeld mit seinem eigenen in Berührung brachte. Sie waren alle durch und durch menschlich.

Er überprüfte sie ein weiteres Mal, nur um sicherzugehen, aber er war nicht mehr mit dem Herzen dabei. Dann zwang er sich, auch die anderen Räume zu inspizieren, obwohl er bereits im Voraus wusste, dass er dort niemanden finden würde. Was sich als richtig erwies.



Hier war sie also auch nicht.

Die Enttäuschung schnürte ihm die Kehle zu. Seb öffnete die Augen, holte sein anderes Ich aus dem Waisenhaus zurück und lag reglos da.

*Sie.* Er schnaubte leise. Er wusste ja nicht einmal, ob es überhaupt andere seiner Art *gab*. Noch viel weniger, welches Geschlecht sie haben mochten. Und doch war er immer überzeugt davon gewesen, dass es ein ungefähr gleichaltriges Mädchen war, nach dem er suchte. Das Gefühl ihrer Gegenwart war so stark. Und obwohl er keine Ahnung hatte, wie sie hieß oder wie sie aussah, *kannte* er sie. Seit er denken konnte, spürte Seb den Geist des Mädchens; spürte, wer sie war. Er glaubte sogar manchmal, sie lachen zu hören oder einen Blick auf ihr Lächeln zu erhaschen. Dass er nicht in der Lage war, sie wirklich zu sehen oder zu berühren, schmerzte ihn unaufhörlich.

Grob fuhr sich Seb mit beiden Händen durch das Haar. Warum hatte er sich nicht mittlerweile an die Enttäuschung, sie nicht zu finden, gewöhnt? Wie viele Städte hatte er abgesucht? Wie viele Waisenhäuser und Schulen? Wie viele Meilen war er wie viele Straßen entlanggewandert? Plötzlich war er müde, so schrecklich müde. Irgendwie kam es ihm so vor, als würde ihm dieser letzte Misserfolg den Rest geben.

Es wird nie passieren, dachte Seb. Ich habe sie mir all die Jahre lang nur eingebildet, weil ich mir so sehr gewünscht habe, dass es wahr wäre.

Er rollte sich auf den Rücken und beobachtete seinen Engel, der mit weit ausgebreiteten, schneeweißen Flügeln vor dem Nachthimmel dahintrieb. Doch ausnahmsweise vermochte das Gefühl des Fliegens ihn nicht zu trösten. So lange hatte er schon nach seinem Halbengel-Mädchen gesucht. Zuerst während seiner Jahre auf der Straße, in Mexico City, nachdem er aus dem Waisenhaus abgehauen war. Jede Aura, an der er vorbeikam, hatte er untersucht. Dann, mit elf Jahren, hatte man ihn in eine



Jugendstrafanstalt gesteckt. Mit dreizehn war er ausgebrochen und kurz darauf hatte er ernsthaft mit seiner Suche begonnen, war kreuz und quer durchs Land gereist, hatte jede Stadt, jedes Dorf und jeden Weiler abgegrast. *Überall* hatte er gesucht, ohne je auf eine Aura zu stoßen, die wie seine war. Ohne auch nur ein einziges Mal eine Spur ihrer Energie zu erhaschen, außer in seinen Gedanken.

Hoch oben spürte Seb einen kühlen Wind an seinen Flügeln vorbeistreichen. Der Abend war still und friedlich. Es reicht, sagte er sich. Wie von selbst schien der Gedanke in ihm aufzusteigen, aber er wusste sofort, dass es stimmte.

Er konnte nicht mehr, war der ständigen Enttäuschung nicht mehr gewachsen. Wenn er während all der Jahre nie auf jemanden gestoßen war, der so war wie er, und das in einem so dicht besiedelten Land wie Mexiko, dann war es an der Zeit, der Wahrheit ins Auge zu blicken: Es gab keine anderen. Kein Halbengel-Mädchen würde auf wundersame Weise erscheinen, um seine Einsamkeit zu lindern, und wenn er noch so sehr meinte, sie zu spüren. Sie existierte nicht. Sie war nichts weiter als ein Produkt seiner Fantasie. Ein schönes Phantom. Aufgrund einer makaberen Laune der Natur war er allein – der Einzige seiner Gattung – und es war an der Zeit, sich einfach damit abzufinden und zu versuchen, sein Leben zu leben.

Die Entscheidung kam ihm richtig vor. Zugleich fühlte es sich aber auch so an, als wäre ihm etwas aus der Brust gerissen worden, in der jetzt ein tiefes Loch klaffte, welches sich niemals würde füllen lassen. Seb lag im weichen Gras und schaute zu seinem Engel hinauf, der so mühelos und wendig vor den Sternen dahinflog. Und er wusste, dass das, was er gedacht hatte, nicht ganz der Wahrheit entsprach – solange er diesen anderen Teil von sich besaß, würde er niemals vollkommen einsam sein.

Es fühlte sich lediglich so an.





Die Schere an meinem Hals war kalt.

Ich stand mit geschlossenen Augen im Bad unseres Motelzimmers und versuchte, nicht darauf zu achten, wie sehr ich jedes einzelne metallische *Schnipp* oder das merkwürdige, schreckliche, luftige Gefühl hasste, das sich allmählich auf meinem Kopf ausbreitete. Ich wusste ja, wie notwendig das hier war (logisch, schließlich war es ja meine Idee gewesen), doch das hieß noch lange nicht, dass es mir Spaß machen musste. Alex machte es auch nicht sonderlich viel Spaß. Wahrscheinlich hasste er diesen Teil der Prozedur sogar am allermeisten. Aber als ich nachmittags mit der Idee herausgerückt war, hatte er zugegeben, dass er auch schon daran gedacht hatte. Und jetzt hantierte er mit der Schere, ohne zu zögern. Hätte ich es nicht vorgeschlagen, hätte er es getan.

Trotzdem seltsam ... eigentlich wollten wir es beide nicht, dennoch waren wir mit Feuereifer bei der Sache.

Ich hörte, wie Alex die Schere auf die Badezimmerablage legte. »Okay, ich glaube, ich bin fertig.« Er klang unsicher. Voller Angst vor dem Anblick, der sich mir bieten würde, öffnete ich die Augen und starrte mein Spiegelbild an.

Mein ehemals langes Haar war jetzt kurz. Sehr kurz. Ich weiß nicht einmal, wie ich es beschreiben soll. Vielleicht am ehesten als eine Art Fransenschnitt, auch wenn die Fransen mehr wie das Werk eines wahnsinnigen Friseurs aussahen, der mit der Schere Amok gelaufen war. Und obendrein war es nicht länger blond – es war jetzt von einem tiefen Rotgold, das mich an



Herbst und Laubfeuer denken ließ. Ich hatte geglaubt, das würde besser zu meiner Hautfarbe passen als Braun, aber jetzt ... Ich schluckte. Meine grünen Augen im Spiegel wirkten groß und verunsichert.

Ich sah überhaupt nicht mehr aus wie ich selbst.

Alex starrte mich ebenfalls an. »Wow«, sagte er. »Das ist ... echt ein Riesenunterschied.«

Ich verschluckte die Frage, mit der ich gerne herausgeplatzt wäre: *Aber du findest mich doch immer noch schön, oder nicht?* »Immer noch schön« war hier nicht das Thema – ich selber war ja sowieso nicht der Meinung, ich sei schön. Es war Alex, der mich für schön hielt. Aber jetzt ging es einfach nur darum, am Leben zu bleiben. Aus dem Zimmer hörte ich die immergleiche Melodung, die ohne Unterbrechung wiederholt wurde, seit wir den Fernseher eingeschaltet hatten: *»Die Polizei fahndet dringend nach dem Paar, um es zum Tathergang zu befragen ... Wir weisen nochmals darauf hin, dass sie vermutlich bewaffnet und gefährlich sind und raten davon ab, sich ihnen zu nähern ... Sachdienliche Hinweise nimmt die speziell eingerichtete Hotline entgegen ...«*

Ich wusste auch ohne hinzuschauen, dass sie wieder mein Schulfoto aus der zehnten Klasse zeigten – so wie mittlerweile vermutlich sämtliche Internetseiten der *Church of Angels* auf der ganzen Welt. Und deshalb war es ehrlich gesagt keine wirklich schwere Entscheidung gewesen, mein hervorstechendstes Erscheinungsmerkmal zu verändern. Wenigstens hatte niemand eine Ahnung, wie Alex aussah. Die Polizei hatte ein Phantombild erstellt, aber die Ähnlichkeit war geradezu lachhaft. Die Erinnerung des Wachmanns aus der Kathedrale hatte ihn zehn Jahre älter und zwanzig Kilo schwerer gemacht und ihn mit Muskelpaketen ausgestattet, die einem Footballspieler zur Ehre gereicht hätten.

Ich konnte meinen Blick nicht von dem Mädchen im Spiegel lösen. Es war, als hätte eine Fremde mein Gesicht gestohlen. Ich



griff nach dem roten Augenbrauenstift, den Alex auf meine Bitte hin gekauft hatte, und zog mir die Brauen nach. Der Effekt war erheblich dramatischer als erwartet. Vorher waren mir meine Augenbrauen so gut wie gar nicht aufgefallen, wenn ich mich selbst betrachtet hatte. Nun schienen sie mir förmlich entgegenzuspringen.

Das war ich, von jetzt an.

Seltsam aufgewühlt legte ich den Stift zur Seite und fuhr mir mit den Fingern durch das, was von meinen Haaren noch übrig war. Die eine Hälfte sträubte sich zu senkrecht in die Höhe stehenden Stacheln, die andere hing schlapp herunter. Möglicherweise würde irgendwer irgendwo einen Haufen Kohle für einen Haarschnitt wie diesen berappen – ein Model in einem Kleid aus Müllsäcken, die mit Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurden, vielleicht.

»Bin ich froh, dass du nicht Friseur werden willst«, sagte ich zu Alex. »Ich glaube nämlich, dein Stil sprengt sämtliche Konventionen.«

Er lächelte und legte mir eine Hand in den Nacken, der sich jetzt, da die Haut dort bloß und ungeschützt war, merkwürdig verletzlich anfühlte. »Niemand wird dich erkennen, das allein zählt«, sagte er. »Mein Gott, sogar *ich* würde dich fast nicht erkennen.«

»Oh«, sagte ich. Ich hatte nicht ganz so verloren klingen wollen, aber die Vorstellung, dass Alex mich nicht erkannte, war einfach ... falsch.

Als er bemerkte, was für ein Gesicht ich machte, schlang er von hinten die Arme um mich und zog mich an seine Brust. Ich reichte ihm gerade mal bis knapp über das Kinn. »Hey«, sagte er, als sich unsere Augen im Spiegel trafen. »Wir werden uns beide daran gewöhnen. Und du siehst immer noch fantastisch aus, das weißt du doch, oder? Nur eben anders, das ist alles.«

Erleichtert, dass er immer noch so dachte, atmete ich auf.



Vielleicht war es ja kleinlich, angesichts dessen, was sonst auf der Welt passierte – aber es hatte sich bereits so viel verändert, dass zumindest die Art und Weise, wie Alex mich sah, unverändert bleiben sollte. Für immer. »Danke«, sagte ich.

Er legte sein Kinn auf meinen Kopf und sah belustigt aus. »Na ja, eigentlich versteht es sich von selbst ... Du würdest selbst dann noch fantastisch aussehen, wenn du dir sämtliche Haare abrasieren würdest.«

Ich lachte. »Das probieren wir aber nicht aus, okay? Ich glaube, das hier ist mir für heute radikal genug.« Ich lehnte mich an seinen Oberkörper und betrachtete seine schwarzen Haare und blaugrauen Augen im Spiegel. »Fantastisch« war eigentlich das Wort, das ich benutzen würde, um Alex zu beschreiben, nicht mich. Hin und wieder kribbelte es in meinem Bauch immer noch wie am Weihnachtsmorgen, wenn mir bewusst wurde, dass dieser Junge, in den ich so wahnsinnig verliebt war, das Gleiche für mich empfand.

Unterdessen waren meine Haare noch genauso kurz wie zuvor. Und genauso rot. Jedes Mal aufs Neue zuckte ich bei meinem Anblick überrascht zusammen. Es war, als hätte mein Hirn noch nicht erfasst, was passiert war.

»Ich wünschte, es gäbe ein Mittel, mit dem wir auch deine Aura färben könnten«, sagte Alex nach einer kurzen Pause.

Ich nickte und rieb über seine durchtrainierten Unterarme. »Ich weiß. Wir müssen eben echt vorsichtig sein.«

Meine Aura – das Energiefeld, das jedes Lebewesen umgibt – war silbern und lavendelfarben, eine eindeutige Mischung aus menschlicher Energie und Engelsenergie. Jeder Engel, der sie sah, würde augenblicklich wissen, wer ich war: Der einzige Halbengel auf der Welt und diejenige, die versucht hatte, sie alle zu vernichten. Es war ein Risiko, das sich nicht umgehen ließ, es sei denn wir hätten vorgehabt, uns für den Rest unseres Lebens in irgendeiner Höhle zu verkriechen.



»Wenigstens besteht die Hoffnung, dass die Leute jetzt nicht mehr ganz so oft auf mich schießen werden«, sagte ich.

»Das ist der Sinn der Sache«, stimmte er zu. »Weil, weißt du ... ich hätte es nämlich ganz gerne, dass du noch ein wenig unter den Lebenden weilst.« In seinen Augen flackerte eine Erinnerung auf. Und ohne dass ich seine Gedanken lesen musste, wusste ich, woran er dachte: An den schlimmsten Tag in unser beider Leben, als er mich im Arm gehalten und gedacht hatte, ich wäre gestorben. Das war erst gestern gewesen. Ich verschränkte meine Arme fester über seinen. Und ich *war* ja auch gestorben. Wenn Alex nicht da gewesen wäre, um mich zurückzuholen, wäre ich jetzt nicht hier.

»Das habe ich auch vor«, sagte ich sanft. Der tränenförmige Kristallanhänger, den er mir geschenkt hatte, funkelte im Licht. »Zusammen mit dir für lange, lange Zeit unter den Lebenden zu weilen.«

»Abgemacht«, sagte Alex.

Sein Spiegelbild senkte den Kopf und ich erschauerte, als seine warmen Lippen meinen Hals streiften. Dann blickte er auf und lauschte. Eine neue Stimme drang aus dem Fernseher: eine Anruferin mit einem breiten Südstaatenakzent. »Die muss doch krank sein, ganz einfach krank. Aber auch wenn sie verrückt ist, kann sie trotzdem gefährlich sein. Das erkennt man doch schon auf diesem Foto – dieser gestörte *Blick* in ihren Augen ...«

In Wirklichkeit war mein Blick im Moment eher besorgt als sonst irgendetwas. Alex und ich gingen zurück ins Zimmer, wo die beiden Nachrichtensprecher auf dem Bildschirm ernst mit den Köpfen nickten und zustimmten, dass ich in der Tat gestört sein müsse, um einen »Terroranschlag« auf die *Church of Angels* zu verüben – so bezeichneten die Medien meinen Versuch, die Pforte zwischen der Welt der Engel und unserer eigenen zu verschließen.





Ich ließ mich aufs Bett sinken. Die Kirche behauptete, ich hätte versucht, in der Kathedrale eine Bombe zu zünden. Und dass ich die Engel so sehr hasste, dass ich geplant hatte, das ganze Gebäude in die Luft zu sprengen – ohne Rücksicht auf die Zigtausend Gläubigen, die sich dort versammelt hatten, um die Ankunft der Zweiten Welle mitzuerleben. Ich, eine gestörte Bombenlegerin. Die Vorstellung wäre direkt komisch gewesen, hätten Alex und ich nicht in so großer Gefahr geschwebt.

Ein Bild von der Kathedrale in Denver erschien. Es war am Vortag aufgenommen worden und zeigte ihre ausladende weiße Kuppel und die wuchtigen Säulen. Der angrenzende Parkplatz platzte aus allen Nähten, Menschenmassen drängten sich zwischen den geparkten Autos. Und aus den weit geöffneten hohen silbernen Kirchentüren strömten unzählige Engel. Ich hatte mir den Bericht nun schon mehrere Male angeschaut, trotzdem konnte ich mich immer noch nicht davon losreißen. Der Anblick der Engel, die sich in einem endlosen Strom voller Licht und Anmut aus der Kathedrale ergossen, während ihre Flügel in den Strahlen der untergehenden Sonne golden aufleuchteten, übte eine morbide Faszination auf mich aus. In ihrer himmlischen Erscheinungsform waren Engel normalerweise unsichtbar, außer für die Menschen, von denen sie sich gerade nährten. Aber als die Zweite Welle in unsere Welt einfiel, machten sie eine Ausnahme. Sie wollten den Jubel der Menschen hören, hatte Nate uns erklärt. Das Schlachtvieh, das seine Schlächter bejubelte.

Die Zweite Welle und ich waren die Sensation des Tages. Alle Welt schien darüber zu debattieren: Waren die Aufnahmen von den Engeln nun echt oder gefälscht? Und was bedeutete es für unsere Welt, *wenn* sie echt waren? In den Nachrichten liefen wieder und wieder dieselben Filmausschnitte, während der Ticker am unteren Bildrand die Schlagzeile verkündete: *Ankunft der himmlischen Heerscharen*. Wenn sie davon genug hatten, nah-



men die Kommentatoren weitere Anrufe aus allen Teilen des Landes entgegen. Es riefen Menschen an, die gesehen hatten, wie die Engel eintrafen. Menschen die wünschten, sie hätten gesehen, wie die Engel eintrafen. Menschen die dachten, sie hätte *mich* gesehen. Menschen die sich wünschten, mich zu sehen, damit sie dafür sorgen könnten, dass ich bekäme, was ich »verdiente«.

Angespannt verfolgte ich das Ganze und konnte immer noch nicht richtig glauben, dass ich nur sechs Wochen zuvor ein relativ normales Leben geführt hatte – zumindest so normal, wie es eben möglich war, wenn man Gedanken lesen kann und gerne Autos repariert. Und dann hatte ich Beth Hartley, einem Mädchen, das zu Hause in Pawntucket, New York auf meine Schule gegangen war, die Zukunft vorausgesagt. Ich hatte gesehen, dass sie der *Church of Angels* beitreten und ihre Lebensfreude verlieren und krank werden würde. Also hatte ich versucht, sie davon abzuhalten, was mir aber nicht gelungen war – und derweil hatte ein Engel namens Paschar vorhergesehen, dass *ich* diejenige war, die alle Engel vernichten würde.

Ich seufzte, als ich die Engel betrachtete, die über den Bildschirm flatterten. Oh Gott, ich wünschte, er hätte recht gehabt. Ich dachte an meine Mutter, die herumsaß und sich in ihren Traumwelten verlor. Ihr Geist war für immer zerstört, von dem was Raziell – ich hasste es, den Engel als meinen *Vater* zu bezeichnen, er verdiente das Wort nicht – ihr angetan hatte. Und sie war beileibe nicht die Einzige. Millionen Menschen waren von den Engeln genauso schwer verletzt worden. Und just in dieser Sekunde wurden vermutlich Millionen weitere von ihnen verletzt, während sich die ganzen Anrufer im Fernsehen vor Freude über die Liebe der Engel förmlich überschlugen.

*Liebe der Engel.* Die Worte hinterließen einen bitteren Nachgeschmack, wenn man wusste, dass die Engel in Wirklichkeit hier waren, um sich von menschlicher Energie zu nähren, als



wäre unsere Welt ihre persönliche Fischfarm. Und wegen etwas, das sich *Angelburn-Syndrom* nannte, wurden sie für Kreaturen voller Schönheit und Güte gehalten, obwohl die Lebensenergie ihrer Opfer unter ihrer Berührung zerfiel. Das konnte Krankheiten zur Folge haben, psychische, wie die, an der meine Mutter litt, aber auch andere wie Multiple Sklerose oder Krebs. Eigentlich so gut wie jede nur vorstellbare auszehrende Krankheit. Denn wenn ein Engel sich von einem nährte, gab es nur zwei Gewissheiten. Erstens: Man wurde für immer und auf irgendeine schreckliche Weise geschädigt. Und zweitens: Man würde die Engel anbeten bis an sein Lebensende.

Ich blickte zu Alex, der neben mir saß, und betrachtete seine kräftigen Gesichtszüge, die dunklen Wimpern, die seine Augen umrahmten; den Mund. Alex war kaum sechzehn Jahre alt gewesen, als seine gesamte Familie von den Engeln ausgelöscht worden war. Jetzt waren außerdem noch Dutzende seiner Freunde von ihnen ermordet worden.

Das schwarze *AK*, das auf seinen linken Oberarm tätowiert war, stand nicht etwa für »Alex Kylar« – es stand für *Angel Killer*, Engeljäger.

Alex war der einzige Engeljäger, den es noch gab. Der einzige Mensch auf der Welt, der wusste, wie man sie bekämpfte. Der Gedanke, dass ihm etwas zustoßen könnte, fuhr mir wie ein Messer ins Herz – und mit unserem Plan, neue Engeljäger anzuwerben und auszubilden, würden wir auch weiterhin in der Schusslinie stehen. Ein Teil von mir wollte durchaus, dass wir uns in eine Höhle verzogen – oder auf einen tibetischen Berggipfel, oder tief in irgendeinen Sumpf – egal wohin, Hauptsache, abgelegen und sicher, damit wir einfach sorgenfrei zusammensein könnten, für immer und ewig.

Aber wir hatten keine Wahl und das wussten wir. Ungeachtet unserer Gefühle füreinander mussten wir gegen das, was geschah, etwas unternehmen.



Ich lehnte mich an Alex und er legte den Arm um mich und zog mich an sich. Die Sondernummer, die man anrufen sollte, wenn man mich gesehen hatte, leuchtete abermals auf dem Bildschirm auf und Alex presste die Zähne zusammen. »Oh Mann, ich bin echt versucht, einfach noch ein paar Tage hier-zubleiben«, murmelte er. »So dicht an Denver würde dich niemand vermuten. Wir sollten abwarten, bis sich die Dinge ein wenig beruhigt haben, sodass –«

»Warte mal, Alex!«, unterbrach ich ihn. Eine jähe Unruhe hatte mich gepackt. Plötzlich war mir vor lauter Nervosität ganz schlecht. *Die Rezeption*, dachte ich.

Im Geist sah ich den schon leicht angeschlagenen Empfangstresen vor mir, an dem Alex und ich in der vergangenen Nacht gestanden und eing\_checked hatten, beide so müde, dass wir uns kaum auf den Beinen halten konnten. Er hatte eine Abdeckung aus Glas gehabt, unter der ein Plan der Motelanlage lag. Es hatte auch eine altmodische Klingel gegeben, mit der die Gäste auf sich aufmerksam machen konnten. Belanglose Details, die mir durch den Kopf schossen, und mir auf einmal düster und bedrohlich vorkamen. Ich musste dorthin. *Auf der Stelle*.

Besorgnis spiegelte sich in Alex' Gesicht. »Willow? Was ist los?«

»Alles in Ordnung. Ich muss nur ... mal was überprüfen«, brachte ich heraus.

Er machte Anstalten zu protestieren, doch dann schien ihm klar zu werden, was ich meinte. »Okay«, sagte er. »Sei vorsichtig.«

Ich nickte. Und mit einem tiefen Atemzug tauchte ich in mein Inneres und rief nach meinem Engel.

Sie war da und wartete auf mich – eine strahlende, geflügelte Version meiner selbst. Der Engel ohne Heiligenschein, Teil meines Ichs. Ihre Flügel waren anmutig hinter ihrem Rücken gefaltet und ich sah, dass auch *ihre* Haare, die ihr heiteres und gelas-



senes Gesicht umrahmten, jetzt kurz waren. Meine Schultern entspannten sich ein wenig. Allein ihre Nähe war eine Wohltat.

Mit einem kleinen mentalen Ruck verlagerte ich mein Bewusstsein in ihres und verließ meinen menschlichen Körper. Meine Engelsflügel entfalteten sich; schimmernd stieg ich durch das Moteldach und schoss hinaus in den Spätnachmittag hier in Colorado. *Fliegen*. Sogar in Zeiten wie diesen durchrieselte mich ein Glücksgefühl, wenn ich meine neue Fertigkeit erprobte. Ich war gerade erst dabei, meine Engelpersönlichkeit zu entdecken. Die meiste Zeit meines Lebens hatte ich nicht einmal gewusst, dass es sie gab.

Die kühle Novemberluft strich mir über die Flügel, als ich zur Rezeption hinüberflog. Ein leichtes Gekräusel, und schon glitt ich durch die Hauswand – und dann sah ich den Angestellten von letzter Nacht. Er stützte sich mit einem Ellenbogen auf den Empfangstresen und telefonierte. Dabei starrte er auf den laufenden Fernseher, der in einer Ecke der Lobby stand.

Vom Bildschirm lächelte ihm mein Schulfoto entgegen.

»Na ja, ich kann die Hand nicht dafür ins Feuer legen, aber ... ja, doch, ich bin mir verdammt sicher«, sagte er. »Sie sind gestern Abend so gegen zehn hier eingetroffen, total fix und fertig. Und heute Morgen haben sie den Manager gebeten, ihren Aufenthalt um eine Nacht zu verlängern. Sie sind immer noch da. Soweit ich weiß, waren sie heute den ganzen Tag noch nicht draußen.«

Angst schnürte mir die Kehle zu. Immerhin hatte er nicht mitbekommen, dass Alex kurz unterwegs gewesen war, um das Haarfärbemittel und die Schere zu kaufen. Ich sank nach unten und landete. In meiner Engelsgestalt fühlte sich der Teppich unter meinen Füßen seltsam und unwirklich an. Im Motelzimmer saß meine menschliche Gestalt immer noch auf dem Bett und hielt ganz fest Alex' Hand.



»Sie müssten eigentlich bald kommen, um für die zweite Nacht zu bezahlen. Soll ich sie für Sie festhalten? Oh, okay ... ja, verstehe ...«

Hinter dem Tresen stand eine weitere Angestellte. Sie machte große Augen, während sie wartete. Als der Mann auflegte, fragte sie: »Und?«

»Sie hat gesagt, wir sollen uns von ihnen fernhalten. Sie schicken umgehend jemanden los. Gleich kommt ein Streifenwagen – er ist nur ein paar Blocks entfernt.« Er schüttelte den Kopf. »Mann, voll der Wahnsinn, wenn sie es wären, oder? Gefährliche Gangster auf der Flucht, und das in einem verschlafenen Nest wie Trinidad ...«

Den Rest hörte ich nicht mehr, da ich mit wild schlagenden Flügeln zurück zu unserem Zimmer raste. Ich fand meine menschliche Hülle und schlüpfte wieder hinein. Dann riss ich die Augen auf. »Der Mann am Empfang gestern Abend – er hat uns erkannt!«, brach es aus mir heraus. »Die Polizei ist schon unterwegs.«

Alex fluchte und sprang mit einem Satz vom Bett. »Okay, das war's – wir müssen hier raus, *sofort!*« Er knöpfte seine Jeans auf, um sein Holster mit der Pistole anzulegen. Als beides sicher unter seinem Hosenbund verborgen war, stürzte er ins Badezimmer und raffte den Augenbrauenstift und das Haarfärbezubehör zusammen. Er schmiss alles in die leere Einkaufstüte, zusammen mit den langen Haarsträhnen von mir, die auf den Boden gefallen waren. Dann wischte er mit einem Motelwaschlappen über sämtliche Oberflächen, um die Spuren der Haarfarbe zu entfernen, und stopfte ihn ebenfalls in die Tüte.

Ich versuchte, Ruhe zu bewahren, und tastete nach den schwarzen Pumps, momentan die einzigen Schuhe, die ich besaß. Dann hörte ich etwas im Fernsehen und hob den Kopf. Meine Hände verharrten mitten in der Bewegung.

»... neue, dramatische Entwicklung, wie die Polizeibehörde in



*Pawntucket, New York, gerade offiziell bekannt gegeben hat. Dieses Bild bot sich letzte Nacht in der Nesbit Street, dem früheren Wohnsitz der mutmaßlichen Terroristin Willow Fields ...«*

Tante Jos Haus erschien auf dem Bildschirm. Ich hörte ein heiseres Keuchen und realisierte, wie aus weiter Ferne, dass ich es ausgestoßen hatte. Ich war vollkommen versteinert und konnte nicht begreifen, was sich vor meinen Augen abspielte.

Das Haus, in dem ich gelebt hatte, seit ich neun Jahre alt war, brannte lichterloh.

Trotz der verwackelten Aufnahmen, die wirkten, als wären sie mit einem Handy gefilmt worden, war kein Zweifel möglich – es war Tante Jos heruntergekommenes viktorianisches Zuhause, das dort knisternd und knackend in sich zusammenstürzte. Selbst die Kitschfiguren im Vorgarten hatten Feuer gefangen. Ich konnte gerade noch einen der Gartenzwerge erkennen, der wie ein unheimlicher Feuergeist inmitten eines Flammenmeers stand.

Das Bild wechselte und zeigte nun eine geschwärzte Ruine, die von Feuerwehrleuten durchkämmt wurde. Das gesamte obere Stockwerk des Hauses war verschwunden, nur hier und da ragten dunkle Balken heraus wie knochige Finger. Ich starrte auf ein verrußtes Stückchen lavendelfarbener Wand. Mein Zimmer.

*»... Brandursache unbekannt, doch die Polizei vor Ort vermutet, dass eine Bürgerwehr der Church of Angels hinter dem Feuer stecken könnte. Ersten Berichten zufolge hat es keine Überlebenden gegeben. Aus den Ruinen wurden die sterblichen Überreste zweier Frauen geborgen, bei denen es sich vermutlich um Miranda und Joanne Fields handelt, Mutter und Tante von Willow Fields ...«*

Auf dem Bildschirm wurden zwei Leichensäcke aus den verkohlten Trümmern des Hauses getragen.



## 2

Ich fing an zu zittern, in meinen Ohren dröhnte es. Im Fernsehen glitt einer der Feuerwehrmänner auf dem Schutt aus. Wortlos sah ich zu, wie der viel zu menschenförmige Leichensack auf der Bahre ins Rutschen geriet.

»Willow!« Alex kniete vor mir und seine Stimme klang beinahe schroff, als er mich an den Schultern packte. »Es tut mir leid. Aber wenn wir nicht machen, dass wir hier wegkommen, sind wir die Nächsten. Komm jetzt!«

Irgendwie brachte ich ein Nicken zustande. Ich bekam keine Luft. Mein ganzer Körper fühlte sich an wie zerschmettert, von dem, was ich gerade gesehen hatte. *Mom. Mom.* Ich stand auf und nahm das kleine Foto von mir und dem Weidenbaum vom Nachttisch. Wie betäubt steckte ich es in meine Hosentasche. Mehr war mir von meinem alten Leben jetzt nicht mehr geblieben. Alex ließ den Fernseher laufen, während er die Tür vorsichtig öffnete und durch den Spalt nach draußen spähte. »Alles klar«, flüsterte er. Er drehte sich halb zu mir um und streckte mir die Hand hin. »Versuch so auszusehen, als hätten wir es nicht eilig. Aber stell dich darauf ein, jederzeit loszurennen.«

*Keine Überlebenden, keine Überlebenden.* Die Worte hämmerten in meinem Schädel, als wir zum Parkplatz gingen. Außer einem Pärchen, das gerade sein Gepäck auslud, war niemand zu sehen. Keiner der beiden schaute zu uns herüber. Als wir zum Motorrad kamen, reichte mir Alex den Helm und stopfte die Plastiktüte ins Gepäckfach. Meine Finger fühlten sich plump und unbeholfen an, als ich die Riemen festzurte.



Gerade als wir in die entgegengesetzte Richtung davonbraus-ten, kam ein Polizeiwagen die Straße herunter. Ich registrierte es kaum. Ich klammerte mich fest an Alex. Wieder und wieder sah ich die zwei Leichensäcke vor mir. War Mom aus ihrer Traumwelt aufgetaucht, bevor es passierte? Hatte sie gewusst, wie ihr geschah? Oh, bitte nicht. Die Vorstellung, wie sie ver-ängstigt in einer Falle saß, aus der es kein Entrinnen gab, war unerträglich. Zum Schutz vor der kalten Bergluft schmiegte ich mich eng an Alex' Rücken. Ich hielt die Augen geschlossen und versuchte, mich nicht zu übergeben.

Ich bin mir nicht sicher, wie viel Zeit verging, ob Minuten oder Stunden. Aber irgendwann, nachdem wir die Grenze nach New Mexico überquert hatten, fuhr Alex vom Highway herun-ter in eine kleine Stadt. Als wir zu einer Tankstelle kamen, bog er ab und parkte das Motorrad außer Sichtweite dahinter. Meine Beine fühlten sich steif und fremd an, als ich abstieg, als wäre ich ein frisch aus dem Grab gekrochener Zombie.

Alex verzog mitfühlend das Gesicht und legte mir einen Arm um die Schultern. »Komm, wir müssen reden«, sagte er und lotste mich zur Toilette.

Reden. Das Wort klang befremdlich. Ich merkte, wie ich es auf der Suche nach möglichen Bedeutungen hin und her wen-dete. Ich stand da und hatte die Arme um meinen Oberkörper geschlungen, während Alex die Tür hinter uns abschloss. Tief in mir konnte ich die Tränen spüren, die darauf warteten, wie eine Sturzflut hervorzubrechen. Wenn ich ihnen nachgab, würden sie mich mit sich reißen und ertränken.

Alex drehte sich zu mir um. Seine Haare waren vom Wind zerzaust. Seine Hände, die meine umfassten, fühlten sich warm und stark an. »Willow, hör mir zu«, sagte er eindringlich. »Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger ergibt das Ganze einen Sinn. Ich meine, ja klar, vielleicht wünschen die *Church of Angels*-Anhänger deiner Mutter den Tod. Aber warum sollten



sie es auch auf deine Tante abgesehen haben? In Pawntucket wusste doch jeder, dass ihr beide nicht gerade ein Herz und eine Seele wart, oder?»

Ich schüttelte den Kopf. Ich stand zu sehr unter Schock, um zu begreifen, worauf er hinauswollte. Er hatte allerdings recht. Pawntucket war eine Kleinstadt und Tante Jo war keine Frau, die ihre Klagen für sich behielt. Es war allgemein bekannt gewesen, wie ausgenutzt sie sich vorgekommen war, weil sie für Mom und mich hatte sorgen müssen, trotz des Geldes, das ich hin und wieder mit meiner Arbeit als Wahrsagerin verdient und beigesteuert hatte.

»Außerdem hat deine Tante geglaubt, was die *Church of Angels* über dich und deinen heimlichen Freund, mit dem du abgehauen sein sollst, in die Welt gesetzt hat. Also warum sollte man sie umbringen?«, fuhr Alex fort. »Und wenn sie es auf deine Mutter abgesehen haben, wäre es viel vernünftiger, sie einfach irgendwo in ein Heim zu stecken und sie dann dort heimlich, still und leise aus dem Weg zu räumen. Man schafft sich Leute nicht vom Hals, indem man ihr Haus abfackelt – dabei kann viel zu viel schiefgehen.«

Ein spitzer Schmerz bohrte sich in meine Schläfen, sodass ich den Sinn seiner Worte kaum verstand. »Alex, was willst du damit sagen?«

Er zögerte. Noch immer hielt er meine Hände fest. Schließlich meinte er: »Das klingt jetzt vielleicht merkwürdig, aber kannst du versuchen, eine telepathische Verbindung zu ihnen herzustellen?«

Die Erkenntnis überwältigte mich. »Du ... du glaubst nicht, dass sie wirklich tot sind.«

Ich sah ihm an, dass er mit sich haderte. Einerseits wollte er keine falschen Hoffnungen in mir wecken, andererseits konnte er das, was er vermutete, nicht einfach ignorieren. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber ich glaube, da ist was faul. Dieses Feuer



kommt einfach viel zu gelegen, irgendwie. Es wirkt regelrecht inszeniert.«

Ich schluckte schwer, wagte kaum zu hoffen. »Es könnte trotzdem ein Racheakt gewesen sein. Solche Sachen passieren und Menschen sterben dabei.«

»Ja, das stimmt. Hör mal, ich könnte total danebenliegen. Aber versuch es einfach, ja? Versuch, Kontakt zu ihnen aufzunehmen.«

Beinahe wollte ich es nicht probieren, wollte mir kein noch so winziges Fünkchen Hoffnung gestatten, nur um am Ende doch enttäuscht zu werden. Ich holte tief und schluchzend Luft und versuchte, meinen Kopf so weit freizubekommen, dass ich mich konzentrieren konnte.

*Mom.*

Ich stellte mir das Blond ihrer weichen Haare vor, das meiner natürlichen Haarfarbe so ähnlich war. Ihre grünen Augen, die aufleuchteten, wenn sie mich sah und erkannte. Ihren Duft, in dem sich Shampoo und Bodylotion mit etwas vermischten, das einfach *sie* war, meine Mutter – ein Geruch, in den ich mich als kleines Mädchen für immer und ewig hatte einkuscheln wollen. Sogar später, als sie auf überhaupt niemanden mehr reagierte und verträumt ihren Gedanken nachhing, saß ich manchmal neben ihr und atmete jenen Duft ein, während ich mir wünschte, alles wäre anders.

Es dauerte nicht lange, bis Mom fest in meinem Kopf verankert war, meine Gedanken waren schließlich oft bei ihr. Ich schickte meinen Geist auf Wanderschaft, ließ ihn treiben, suchen. War sie irgendwo dort draußen? *Bitte.*

Endlose Minuten verstrichen. Ich stand mit geschlossenen Augen an dem Waschbecken und bemühte mich, nichts zu erzwingen – trotz des winzigen, quälenden Hoffnungsschimmers, der mein Herz wild schlagen ließ. Bleib locker, entspann dich ... lass dich einfach treiben ... *Mom, bist du da?*



L.A. Weatherly  
Hüter der Dämmerung  
Taschenbuch, 624 Seiten, Format 12.5 x 19.0 cm  
€ 9.95 (D), € 10.30 (A), CHF 14.90  
März 2013

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

